



Stigmatisiert und vertrieben: Nlogi Waakpan, Safuna Yiduana mit ihrem Sohn und Damu Dagon (v.l.). Fotos: Ann-Christine Woehrl

Hexen im Exil

Ausgegrenzt und brutal verfolgt Mit ihrer Kamera will die Fotografin Ann-Christine Woehrl den Opfern von Hexenverfolgungen ihre Würde zurückgeben. Ihr Schaffen ist aktuell in Basel ausgestellt.

Julia Gisi

Frau Woehrl, als Fotografin haben Sie im Rahmen Ihres Projekts «Witches in Exile» (zu Deutsch: «Hexen im Exil») verschiedene sogenannte Hexendörfer im Norden Ghanas besucht. Was sind das für Dörfer?

In dieser Gegend Ghanas gibt es sieben solcher Dörfer. Darin finden Frauen Zuflucht, die in ihren Heimatorten als Hexen beschuldigt und danach brutal verfolgt und vertrieben worden sind. In der ghanaischen Kultur ist der Glaube an schwarze Magie und Hexerei traditionell noch sehr tief verankert. Er zieht sich durch sämtliche Gesellschaftsschichten und ist nicht einfach aus den Köpfen zu verbannen. Die vertriebenen Frauen, die als Hexen stigmatisiert wurden, leben darum in einer Art Exil, in Lehmhütten, die sie sich gebaut haben, abgegrenzt vom Rest der Gesellschaft. Meist leben dort zwischen 70 und 130 Frauen. Würden sie in ihre Heimatdörfer zurückkehren, würden ihnen schlimme Repressalien drohen, wie etwa Folter oder der Tod.

Was wird den betroffenen Frauen genau vorgeworfen?

Meist reicht schon eine blosser Anschuldigung oder eine Behauptung, jemand sei eine Hexe. Dabei werden die in Wirklichkeit unschuldigen Betroffenen oft für unerklärliche oder folgenschwere Ereignisse verantwortlich gemacht: Sei es für Krankheiten, Todesfälle, Dürren, verheerende Schlangenbisse oder Ähnliches. Was auffällt, ist, dass es sich bei den meisten Frauen, die als Hexen stigmatisiert worden sind, nicht selten um ältere Damen aus schutzbedürftigen Gemeinschaften handelt, die für die Gesellschaft entweder durch ihr Alter,

durch ihre Gebrechen oder ihre psychischen Krankheiten eher eine Belastung darstellen. In einigen Fällen dient die Anschuldigung der Hexerei auch dazu, sich einer Person zu entledigen, die einem ein Dorn im Auge ist. In diesem Zusammenhang kommt mir der Fall von Nlogi in den Sinn, bei dem ein Mann ihr, einer Marktfräule, Geld geschuldet hat. Indem er sie der schwarzen Magie bezichtigte, konnte er sich von seinen Schulden befreien. Es gibt in den ruralen Gebieten keinen gerichtlichen Prozess, der die Frauen in solch einer Situation schützen würde.

Fokus auf Ausgrenzung



Foto: Miimicks Farbe

Ann-Christine Woehrl (geb. 1975 in Paris) ist eine freischaffende deutsch-französische Fotografin. Sie hat in Paris Fotografie studiert und war später als Assistentin der Fotojournalisten David Turnley und Reza tätig wie auch in der Fotoagentur Magnum. Schwerpunkt mässig setzt sie sich mit der Thematik der Ausgrenzung und damit zusammenhängenden soziokulturellen Phänomenen auseinander. Einen besonderen Fokus legt sie bei ihren jüngsten Werken auf die Themen Menschen- und Frauenrechte. Daraus entstanden sind unter anderem namhafte Projekte wie «In/visible», «Peace is named after a Woman» oder «Shaded Memories». (jg)

Wie sind Sie auf diese Frauen und ihre Schicksale gestossen?

Anfangen hat mein Interesse für das Thema mit einem Artikel in der französischen Tageszeitung «Le Monde». In der kleinen Meldung las ich von den Hexenverfolgungen in Ghana und konnte es kaum glauben, dass das in dieser Form existierte. Das Thema hat mich so berührt, dass ich mir vor Ort ein Bild der Lage verschaffen wollte. Mit meiner Künstlerfreundin aus Basel, Senam Okudzeto, die ghanaische Wurzeln hat, bin ich erstmals dahin gereist. Durch eine NGO namens Witch-hunt Victims Empowerment Project (WHVEP) fand ich Zugang zu einzelnen Dörfern in Nordghana wie etwa Gambaga und später Gushiegu, das der Projektleiter Simon Ngota errichtet hatte. Er setzt sich für ein Umdenken in der ghanaischen Gesellschaft ein und dafür, dass die Betroffenen wieder in ihre Dörfer zurückkehren, von ihrem Stigma befreit und in ihre Familien reintegriert werden können. Durch ihn kam ich in Kontakt mit vielen Bewohnerinnen und ihren Geschichten. In beiden Dörfern musste ich nach meiner Anreise zuerst auch vor dem Dorf-Chief vorsprechen und ihn von meinem Projekt – einer Porträtserie zu den Bewohnerinnen – überzeugen, bevor ich überhaupt eingelassen wurde.

Während Ihrer Aufenthalte in Ghana zwischen 2009 und 2013 haben Sie jene Porträts angefertigt. Aktuell sind mehrere davon in der Ausstellung «Witches in Exile» in der Basler Galerie Praxis zu sehen. Was bezwecken Sie mit diesen Bildern?

Mit den Aufnahmen möchte ich den Frauen dabei helfen, wieder ein Stück ihrer eigenen Identität und ihrer Stimme zurückzuer-

langen. Vor allem auch, nachdem sie so lange in die Rolle der Ausgestossenen gezwungen worden sind. Über Jahre sind die Frauen nur über ein kollektives Stigma definiert worden. Auf ihrer Flucht haben sie einen grossen Teil ihrer selbst verloren. Ein Bild von sich machen zu lassen, hilft meiner Meinung nach dabei, die eigene Selbstwahrnehmung zu ändern. Vor der Kamera durften sich die Damen wieder stolz fühlen, als Frau. Des Weiteren will ich mit meinen Bildern die Problematik sichtbar machen: Hexenverfolgung ist noch heute in über 40 Ländern ein sehr aktuelles Thema. Die Porträtserie soll dabei helfen, es nicht in Vergessenheit geraten zu lassen und speziell auch in Ghana eine Diskussion und eine kritische Auseinandersetzung mit diesem Gesellschaftsphänomen anzuregen.

Wie haben die Frauen auf Sie und Ihre Kamera reagiert?

(überlegt kurz) Die meisten haben eine Mischung aus Neugierde und Überraschung gezeigt. Überraschung dahingehend, dass jemand sich so sehr für sie und ihr Leben interessiert. Die Dorfälteste war die Erste, die sich vor die Kameralinse getraut hat. Auf sie folgten die anderen Bewohnerinnen. Es entwickelte sich über die Zeit meines Aufenthalts eine Art Routine, wonach sich jeweils mehrere der Frauen täglich am frühen Abend von mir fotografieren liessen. Viele haben als Tagelöhnerinnen auf dem Feld des Dorfchefs gearbeitet. Nach getaner Arbeit konnten sie den Moment des Porträts zu ihrem eigenen Moment machen. Sie setzten sich vor den schwarzen Hintergrund – ein einfaches schwarzes Tuch, das wir mit Steinen an einer der Hütten befestigt hatten – und zeigten sich in ihrer Befindlichkeit. Einfangen

konnte ich eine Vielzahl an Emotionen, die zum Teil von schweren Schicksalen und der Schmach zeugten, die diese Ausgrenzung auf immer mit sich bringt.

Gibt es einen Fall, der Sie besonders berührt hat?

Mehrere – da gab es etwa den Fall von Labi. Sie war an Demenz erkrankt und nicht zuletzt darum aus ihrem Heimatdorf vertrieben worden. Ich durfte jedoch dabei sein, als die NGO-Mitarbeiter sie in ihr Dorf begleiteten, wo sie reintegriert werden sollte. Es versammelten sich viele Bewohner um sie herum, darunter auch der ursprüngliche Ankläger. Vor allem von seiner Seite aus waren die Ressentiments förmlich spürbar. Und es war klar, dass hier wirklich ein Problem überwunden werden musste. Diese Annäherung hat mich sehr berührt. Ebenfalls betroffen gemacht hat mich der Fall einer jungen Frau, die wohl erst Ende 20 gewesen sein muss, als sie ins Hexenexil geschickt worden ist. Ihre Ankunft habe ich miterlebt. Sie hatte sechs Kinder, doch nur ihr allerjüngstes, ein Baby, durfte sie mitnehmen. In ihrer Heimat war sie für die psychische Krankheit einer Verwandten verantwortlich gemacht worden, aus diesem Grund musste sie fliehen. Lange habe ich sie begleitet und die täglichen Realitäten und Fragen gesehen, mit denen sie konfrontiert worden ist. Was für eine Perspektive bleibt ihr? Muss sie ihr Leben lang in der Ausgrenzung leben? Wovon kann sie leben?

Wissen Sie, was aus der jungen Frau geworden ist?

Sie ist noch immer im Hexendorf. Immerhin kann ihre Tochter Lydia inzwischen die Schule in Gushiegu besuchen – die Nachkommen werden nicht ausgegrenzt wie ihre Mütter.

In Ihren Arbeiten beschäftigen Sie sich oftmals mit dem Thema Ausgrenzung und jenem der Stigmatisierung. Sie arbeiteten etwa an einem Projekt, in dem Überlebende von Säureattentaten porträtiert wurden. In einem anderen widmeten Sie sich ehemaligen Kämpferinnen der Farc in Kolumbien, die in die Gesellschaft reintegriert wurden. Woher kommt diese Faszination für das Thema?

Ein Ereignis, das fast schon sinnbildlich für diese Faszination steht, liegt einige Jahre zurück: Ich war Besucherin einer Vernissage. Da bat mich die befreundete Veranstalterin, mich doch bitte um ihren Freund Hans zu kümmern, sobald er auftauchen würde. Denn Hans hatte von Kopf bis Fuss schwere Verbrennungen davongetragen – so wurde er jedes Mal, wenn er einen Raum betrat, entweder angestarrt oder bewusst ignoriert. Die – für die anderen – fast schon peinliche Präsenz war für ihn allgegenwärtig. In mir löste das einen Prozess aus. Mich bewegte ab dann die Frage, wie wir als Gesellschaft die Narben, die diese Menschen durch ihre Schicksalsschläge oder ihr Leben davongetragen haben, nicht noch durch unser Verhalten verschlimmern. Wie kann man sich dieser Menschen annehmen, so wie sie sind? Und wie können sie wieder aus eigener Kraft nach vorne schauen?

Die Ausstellung «Witches in Exile» ist noch bis zum 17. September in der Basler Galerie Praxis an der Bäumleingasse 9 zu sehen. Der Eintritt ist gratis, ein Besuch muss vorangemeldet werden unter +41 79 320 60 23 oder art@praxisart.org. www.praxisart.org. Zum Projekt wurde 2021 auch ein Buch beim Kehrer-Verlag von Anja Pinter-Rawe herausgegeben.